

Ende gut, Alles gut.

John Pitt & Co. läßt sich einen gebräunten Schreden einjagen. — Die verspätete Heimkehr.

Mister Editer! Es werd Ihre verleiht heit e Bihle schwierig falle, Meine geehrte Hand- schrift lese zu könne, weil Ich nämlich e Bihle ziemlich sehr stark de Datterich hen. Des heigt, nit von was Sie denke, Mister Editer, sonnern in Stanquenz von eme kerlich aus- gestornene Schrede.



Nämlich, Mister Editer, Ich sein am Mittwoch pünktlich un recht- zeitig von ze Haus fort, dazage is des Heimtimme e Bihle weniger pünktlich ausge- falle. Ich hab nämlich, des heigt, Ich meen Ich war nämlich oder richtiger ge- sagt de Pelzkappe — Billy un — well, des gehört zu eigentlich nit hierher, es macht ja nig aus, warum, torz un gut, es is schon sehr stark gegen heint früh gegange, wie Ich heimgeange bin un es hot schun e Bihle aefange, ze mor- gebämmern, wie Ich in's Haus getim- me bin. Weil Ich gemüht hen, daß die Alti un überhaupt die ganze Fämily in die Kaurtri is, hen Ich troz der vieranzigstündige Verspätung e ganz gutes Gewisse gehatt. Of course, Mei Sitowel auszeihe, wie Ich die Trepp enuff gegange bin, des is Mir gar nit eigealle. Warum dann? Ich glaab sogar, Ich hen gesunge, wie Ich die Trepp enuff bin. Dann sein Ich in Mei Schlafzammer un hen grad gewakt, wie schön des war, daß Ich et- schlafe könnt, ohne erst e Erplanäschen mit der Alti zu hawwe oder en lange Spielsch von ihr anhörte zu müsse.

Da, Mister Editer, hör Ich aus'm Nebenzimmer, wo der Alti ihr Bett sieh, e lautes Schnarche. Ich gud doch die Thürspall un, so schun wie Sie liebe, Mister Editer, Ich seh, wie die Bellbed sich beweigt. Mei Hoffnung, daß es vielleicht bloß e Schrecher oder Raubmöder oder e Schleichdieb sei könnt, war nur von forzer Dauer. Ich kenn die Misses Ritich ihr Schnarche zu gut. Da war kei Mißfäll: Die Alti muß während Meiner Abwesenheit zer- rückgetimme sei.

Des war jezt e schöne Fir, wo Ich drein wart! Wann Ich nor hätt wisse könne, wann die Alti zerücktimme is! Ich hen erst vorgehatt, enei ze gebn, die Alti mit eme zärtliche Kuf ze wecke un die Müst ze face. Ich hen awor- denn dann doch beim zweite nächterne Nachgebete Mein Meind uffgemacht, gut genug alleinig zu losse, un ze warte, bis die Alti uffwach un des Ver- hör beginnt. Ich hen Mich also on- dreht un Mich dann in's Bett inwen- dig enzeigelt.

Es hot lang gedauert, bis Ich hen einschlafe könne. Ich hen immer listene müsse. Die Alti them Schnarche nach zu jugs, hot merkwürdig feht geschlofe. Ich hen, während die Alti geschnarcht hot, Mir en Feldzugsplan ausgedent. Nämlich, wann Ich gemüht hätt, daß die Alti schun am Mittwoch getimme war, da hätt Ich gesagt, Ich hätt's vor Schnarcht, homesidich un Conelief nimmer aushalte könne un war in die Kaurtri zu ihr gereist. Die Ich dann uff der Station in der Kaurtri gehört hätt, daß die Alti nach New York war, da war Ich mit'm nexte Train wieder zerick. Des war doch e ganz gute Er- planäschen, Mister Editer? Mit diesem fröhliche Gedante sein Ich eige- schlafe.

Wie Ich wieder uffgewacht war, hot des Schnarche uffgehört. Die Alti war also wahrscheinlich wach. Ich hen Mir also e Herz gefalt un hen mit dem süßeste, nettschste, zärtlichste Ton geruse: „Weißt!“

E unerbändliches Gebumm war die Antwort. „Oh weh!“ denk Ich. Diesmal muß sie awor arg böß sei.“

„Weißt, wann bist Du denn ar- reit?“

Wieder bloß e Gebumm vor Ant- wort.

„Du werst doch nit denke, daß Ich die ganze zwei Tag un Nacht dorch- bummelt hen, Mein Schnudleche? Du weißt doch, daß Dei Hubby des nit thun thät!“

Wieder e Gebumm, oben eigentlich schun mehr e Selnurr.

„Dei Hubby freut sich ja so, daß Du wieder da bist.“

Wieder des Selnurr oder Gebumm. „Soll Hubby enei komme un sein Schnudle-Weißt Good Morning heise?“

Wieder nix wie Gebumm vor Ant- wort.

„Weißt dear“: Du verfluchtes, nitz- nutziges Dieb, willst Du mache, daß Du zum Haus eraus kimmst!“

Es war nämlich Unser Watschdog, der Professor, wo sich in der Alti ihr Bett geleg un so täuschend gesnarcht un Mir de ganze Schrede eigejagt hot.

Well, Mister Editer, sein Mir froh, daß die G'schicht so gut ausgange is! Ende gut, Alles gut!

Ich will jezt zum Tschallt un Eins trinke — uff den Schrede.

Ihre das Nämliche wünschene, Mit Rigards Yours,

John Pitt & Co. Esq.

Mister Editer! Wann Sie den heitige Brief printe, da müsse Sie bezu- tende, daß weder die Alti noch die Misses Meyer un die Misses Huber un die Misses Müller e Kopie von dem Pa- pier triege. D. O. Esq.

Die Erfindung des Fingerhutes. Mit Erfindungen geht es oft son- derbar, noch sonderbarer aber mit den Erfindern, welche gewöhnlich für ihre Mühen nichts ernten als — Undant! Freilich hat die Geschichte auch Aus- nahmen zu verzeichnen, aber diese sind ziemlich selten. Am glücklichsten kommt noch der davon, der bei seinen Experimenten die nötige Probarbeit nicht vernachlässigt un von vorn- herein auf jeden Verdienst verzichtet, wie z. B. Nicolas von Benshoten — der Erfinder des Fingerhutes. 200 Jahre sind bereits verlossen, seit die- ser Amherdamer Goldschmied das nützliche Gerät, welches heutzutage alle Welt kennt un gebraucht, hervor- brachte.

Und dies geschah auf die folgende Art: Eine dem Meister verwannte Dame, die Mrs. von Kesseler, welche höchst wahrscheinlich nit nähte un stichte, aber sehr zarte Finger be- saß, klagte ihm einft ihre Not. N. von Benshoten nahm sich vor, dem Uebel- stande abzuhelfen un konstruirte so eine praktische Schuhhülle für den Daumen, welche er der Mrs. von Kesseler mit einem Widmungsschrei- ben (das man noch aufbewahrt) zu- schickte. Natürlich waren es wieder die Engländer, welche sich dieser neuen Er- findung annahmen; sie nannten die- selbe „thimble“ aus „thumb“, Daumen un „bell“, Glöde, zusammenge- setzt un fanden bald ein reiches Absatzgebiet. Der Fingerhut ist heute ein fast unentbehrlicher Gegenstand der Hausfrau; nur wird er nicht mehr am Daumen, sondern am Mittelfin- ger getragen.

Eine lustige Diebsgeschichte. Der Förster eines vornehmen Pa- riser Hauses in der Rue Beaumar sah unlängst zwei zerlumpte Individuen in das von ihm mit Luvsaugen be- wachte Haus geben. Er kletterte ihnen nach nach un fragte sie, wozu sie wollten. „Zu dem Herrn Doktor“, antwortete einer von ihnen verlegen, „aber wir haben uns in der Adress- geirt.“ Darauf verließen sie eiligst das Haus. „Das sind sicher Spitz- büben“, dachte der Förster un lief ihnen nach. Er kam noch zu rechter Zeit, um sie in ein vornehmes Haus auf dem Boulevard de Sebastopol tre- ten zu sehen. Jezt ließ er sie verhaf- ten. Sie konnten jedoch auf der Po- lizeiwache befriedigende Auskunft über ihre Personalien geben un wurden, da man ihnen nichts vorwerfen konnte, freigelassen. Nun drehen die Beiden den Spieß um un verklagten den Förster wegen verläumdender An- gebete; er wurde auch richtig zu einer Geldstrafe un zu 30 Francs Schad- ersatz verurtheilt. Einige Tage später kamen die beiden Individuen wieder in das Haus Beaumar, das sie bald darauf mit großen Säcken auf dem Rücken verließen. Der Förster ließ sie ruhig gewähren un schenkte ihnen saum Beachtung; waren sie doch durch Gerichtsbeschlus für anständliche Leute erklärt worden, während er selbst ein Verläumder war. Die Männer hatten in dem Hause zwei Wohnungen radikal ausgeplündert.

Die Insel der schönen Frauen. Die Gemeinde der Insel Paros, über welche Erzherzog Ludwig Salva- tor ein Werk veröffentlicht hat, sah den Beschlus, an der Stirnseite einer neuen Volksschule eine Gedentafel zu Ehren des Erzherzogs anzubringen un Festlichkeiten zu veranstalten, zu welchen derselbe eingeladen werden soll.

Das Buch „Paros und Antiparos“ des Herzogs erschien im Jahre 1889. Der Erzherzog bietet in dem mit 219 Illustrationen ausgestatteten Reife- werke zum erstenmale eine auf umfas- senden Studien beruhende monogra- phische Schilderung der beiden bei Korfu gelegenen Inseln, deren Frauen wegen ihrer besonderen Schönheit be- rühmt sind. Der Hauch Venedigs weht, nach der Schilderung des Erz- herzogs, wie über ganz Griechenland, auch über Paros, un manche der lieb- lichsten Gesichter führen venetianische Namen. Die Lippe ist meist leicht auf- geworfen un der Raum zwischen Nase un Lippe in der Mitte stark vertieft, so wie man es bei der Venus von Milo un beim Apollo der Belvedere findet. Manche Profile von Nase un Stirn sind auffallend antik, un man möchte glauben, antike Statuen ver- körpert zu sehen.

Am schwersten ist es, den guten Ton aufrecht zu erhalten, wenn man — ver- stimmt ist.

Das erste Honorar.

Humoreske von Friedrich Fischl

Schon in der Elementarschule er- goß Klein — Hänschen seine Gefühle un Gedanken in Rhythmen un Reime. Als er zu seinem zehnten Geburtstage von Großmama ein wohlbeleibtes Indianerbuch erhielt, sollte er der großmüthigen Spenderin seinen tiefgefühlten Dant durch ein langes Gedicht, welches man eher mit der Schneiderelle als mit dem Vers- maß beurtheilen hätte können. Von dieser Zeit an, das ganze Knabenalter hindurch, wurden Onkel un Tanten, Stubenmädchen un Köchin, Frühling un Wafstrog, Natur un Apfelsiru- (schonungslos angebildet). Und als er nun gar in jenes Alter kam, in dem aus unsichtbaren Verstecken sich die Liebe in die Herzen der Menschen ein- schleicht, da gab es kein Mädchenlein, dem er nicht auf etlichen Bogen Papier seine glühende Liebe gestanden hätte. Als er aber in die Oberklassen des Gymnasiums gekommen war, da ent- brannte in ihm die Sehnsucht, seine Tante zum Wohle der Menschheit un zur Wohlfahrt seines eigenen Gebühens zu verwerthen. Ihm war ein kleines humoristisches Gedicht ge- glied, wenigstens lobten seine Col- legen den feinen Wit.

Dans schrieb seine Arbeit fein talli- graphisch auf schneeweißes Papier, gab dem Manuscripte ein höfliches Begleitschreiben an die Redaction eines der hervorragendsten Witzblätter un das Rückporto bei, hüllte dies alles in ein Couvert un trug das wichtige Schriftstück gehobenen Gefühles zum Postamt, wo er — Vorsicht ist ja die Affenmutter der Weisheit — Die Sen- dung „eingeschrieben“ aufgab, nur in der Absicht, daß sie ja sicher ihr Ziel erreiche.

Von jenem Tage an litten seine Schulaufgaben durch die fieberhafte Aufregung, mit welcher er dem Scheide der Redaction entgegenah. Im Traume sieht er sich einmal als ge- feierten Dichter oder wenigstens als Witzkönig, beschützt von den Fittichen Fortunata, eine blante Zehnmarknote in seiner Tasche. Langsam schleicht eine, schleichen zwei Wochen dahin, von Mäuschen trifft keine Kunde ein, auch die dritte Woche schleicht ihrem Ende zu, ohne eine Entscheldung ge- bracht zu haben, es verfliehen noch einige Tage — da reißt Hans, dem „poeta laureatus in spe“, der Faden der Geduld. Er stürmt zum Post- amte, die theuerste Urkunde seines Daseins, den Aufgabesein kramph- haft zwischen den Fingern. Er reißt dem Postbeamten den Schein un läßt sich für einen der nächsten Tage vertragen, an dem die Antwort ein- laufen soll.

Der bedeutungsschwere Zeitpunkt ist gekommen. Hans, den Sieb- enschläfer, duldet es schon beim Mor- gengrauen nicht mehr auf seinem weichen Lager. An die Prosa der Schule denkt er nicht. Sein Blick gilt nur der Uhr, er zählt die Minu- ten bis 8 Uhr, der Stunde der Schäl- teröffnung. Im Eilschritte durch- zieht er die Straßen. Da, es schlägt vom nahen Thurme die achte Morgen- stunde, un er sieht sich auch schon vor dem mit einem mächtigen Adler ver- sehenen Amtsgebäude. Er tritt ein. Der Beamte, der den schwächtigen Jungen wieder erkennt, schüttelt bedenklich den Kopf.

Hans stößt diese Worte in das schale Nichts der Gegenwart zurück — der Brief hat nicht sein Ziel erreicht, er ist verloren gegangen. Ermailet droht der Jüngling zu sinken, es wird ihm schwarz vor den Augen, wilde Dis- harmonien klingen ihm an das Ohr, doch er rafft sich mit seiner letzten Kraft auf un will zu mÄmzimmer hinauszürzen. Doch plötzlich — es muß die Muse der Dichtkunst sein, die ihn ruft, — er hört seinen Namen un wendet sich um. Der Beamte ist es, der ihn angesprochen. Nun hellen sich Hansens Gesichtszüge auf, ein klares, heiteres Licht leuchtet ihm an Stelle der Finsterniß, die Mißthöne lö- sen sich auf in tönende, klingende Ac- corde un berauschende Harmonien, in einer jubelnden Siegesmarsch — der Postbeamte hat ihm fünf funkelnde- neue Zehnmarknoten in die zitternde Hand gedrückt, nicht als Honorar für seine Arbeit, sondern als — Schad- ersatz für den in Verlust gerathenen eingeschriebenen Brief.

Die Uhren von Greenwich. Eine der wichtigsten Aufgaben des Observatoriums von Greenwich ist die Prüfung der Uhren, die dem Institut zugesandt werden. Jedes Uhrwerk ist ständig unter Beobachtung, seine Ab- weichungen im Laufe der Woche werden genau notirt, un nach Verlauf von sechs Monaten wird es entweder von der Regierung gekauft, un in der Kriegsmarine Verwendung zu finden, oder zurück in die Werkstatt des Uhr- makers geschickt, — je nachdem es die Prüfung bestanden hat. Wenn eine Uhr in der ersten Woche 8 Sekunden nachgeht, so hat sie die Prüfung sehr schlecht bestanden. Zeigt sie dagegen mehrere Wochen hindurch bei harter Temperaturveränderung denselben Fehler, so fällt das Urtheil der Män- ner der Wissenschaft in Greenwich

günstig aus, denn dann ist Aussicht vorhanden, daß der Fehler durch An- ziehen oder Lockern einer Feder oder durch sonstige Veränderungen aus- gemerzt werden kann. Im ersten Falle, wenn das Werk sich den Ein- flüssen der Witterung nicht gewachsen zeigt, wird es meistens einfach als nicht brauchbar abgewiesen. Nichts- bestoener kommt es vor, daß Uhren mehrere Male zur Prüfung nach dem Observatorium geschickt werden, daß der Meister schließlich den fehlerhaften Theil ausfindig macht un die Uhr doch noch angenommen wird.

Für solche Uhren, die im Innern der Kriegsschiffe ihren Platz finden, zählt die englische Regierung, je nach der Tauglichkeit der Instrumente, bei deren Beurteilung nicht das Material un die Ausführung, sondern fast ausschließlich das Ergebnis der Ver- suchung in dem Observatorium maß- gebend ist, 900 bis 1000 Mark. Aber auch Taschenuhren werden zur Be- obachtung nach dem Observatorium gesandt, denn der Seemann braucht auf See oder an der Küste eine ge- nau gehende Taschenuhr. Für solche genaue un zuverlässige Uhren zahlen die Behörde 350 bis 450 Mark. Von einer Firma wurden vor einiger Zeit 146 Taschenuhren nach dem Obser- vatorium geschickt, von denen 42 die Prü- fung bestanden un von der Regierung für die Flotte angekauft wurden, un 70 Wanduhren, von denen 31 ihren Platz auf den Schiffen fanden, un zwei von der indischen Regierung er- worben wurden.

In der Anstalt in Greenwich be- findet sich übrigens noch die Uhr, mit der Hemacher Harrison im Jahre 1761 den für einen zuverlässigen Zeit- messer offerirten Preis von 600,000 Mark gewann. Die Uhr hatte nach einer Reise von England nach Ja- maita nur eine Abweichung von fünf Sekunden gezeigt. Er erntete aber nicht die Früchte seiner Bemühungen, denn obwohl er nach Ansicht aller Sachverständigen den Preis verdient un auch zugesprochen erhielt, mußte er erst sehr lange auf Zahlung war- ten, un erhielt dann nur nach un nach einen Theil der großen Summe. Auch eine von Larum Kendall, einem Lehrling des erwähnten Meisters, ver- fertigte Uhr wird in dem Observa- torium gezeigt. Sie wurde im Jahre 1768 vollendet un soll seitdem ununter- brochen im Gange erhalten worden sein, gewiß ein Zeichen von solider Arbeit!

Der Erfinder der Zündhölzchen.

Der Erfinder der gewöhnlichen, jezt freilich durch die „schwedischen“ vielfach verdrängten Zündhölzchen ist ein Un- gar Namens Trini. Im Jahre 1835 hörte er am Wiener Polytechnikum Vorlesungen über Chemie; dabei er- fuhr er, daß Bleisuperoxyd un Schwefel beim Zusammenreiben eine Licht un Wärmerecheinung hervorrufen, un diese Bemerkung brachte ihn auf den Gedanken, den Schwefel durch Phosphor zu ersetzen un so ein sehr leicht entzündliches Gemisch hervorzu- bringen. Mehrere Tage schloß er sich in sein Zimmer ein, dann erschien er wieder in der chemischen Vorlesung, seine neue Erfindung vorzuführen: Hölzchen, die sich beim Anreiben an der Wand entflammten. Er stellte diese Zündhölzchen in folgender Weise her: Phosphor wurde in konzentrirter Gummilösung geschmolzen un das Ganze so lange geschüttelt, bis die Lö- sung kalt geworden un der Phosphor in ihr ganz fein vertheilt war, worauf das Bleisuperoxyd beigemischt wurde. In diese Mischung tauchte Trini die Hölzchen, die zuvor in geschmolzenen Schwefel eingetaucht worden waren.

Trini verkaufte seine Erfindung für 7000 Gulden an den in Wien lebenden ungarischen Kaufmann Stefan Kömer, welcher die Fabrication in großem Maßstabe begann. Bald wurden die Zündhölzer auf allen Straßen in Wien verkauft. Trini aber fiel voll- ständig der Vergessenheit anheim. Er ward später Lehrer der Chemie an der landwirthschaftlichen Akademie zu Un- garisch-Altenburg.

Wie er's ver steht!



Onkel Hans will seinem kleinen Nef- sen Karl erklären, was die Seele ist. Er erzählt ihm, daß der Leib nicht in den Himmel kommt, sondern bloß die Seele: — sieh' mal, das ist — das ist et- was, was in Dir ist, was Du im Leibe hast, was Du nicht siehst... verstehst Du mich?“

Vollsnamen deutscher Stämme.

Ein liebenswürdiges Beitrag zur Spottlust des Volkes, aber auch in sei- ner Bezeichnungsfähigkeit, ist eine vom Berliner „Bären“ angefertigte Zusam- menstellung der Sprichwörter un Re- densarten, welche die deutschen Stäm- me für einander gebraucht haben. Die bezeichnendsten Beispiele seien hier wie- dergegeben. Die Charakteristik ist in großen, großen Linien gehalten, aber Wahrheit un Dichtung, Ernst un Spott, Bewunderung un Bosheit ha- ben diese Worte knappster Stammes- un Menschenschilderung geprägt.

„Die Preußen sind hell, sie haben aber zwei Magen un kein Herz.“ Ein preußisches Dorf macht sich immer über das andere lustig, un an Spott- namen ist kein Mangel. Die Königs- berger heißen „Glanznidels“ oder auch „Sperlingschlude“, die aus Fisch- haufen „Silbeträger“ (Müdensprie- er) un „Möderpröscher“ (Müdensprie- er).

Die Pommern gelten für überschlau. „Ein einäugiger Bommer heßt mehr als drei Kasuben.“ „Hundertköpfe“ heißen die Kamminer, während die Bewohner Gollnows sich mit dem Na- men „Pomuschelköpfe“ (Dummköpfe) abfinden müssen. Jakobshagen wird auf „Schafstophagen“ gereimt. „Gro- bow'sch ist gleichbedeutend mit „un- erschämt“. Die sandige Umgebung wird mit den Worten charakterisirt: „Wer bei Gollnow hundert Morgen Land hat, dem fliegen neunundneunzig in der Luft herum.“

Aus der Provinz Posen wird häufig ein fürchterlicher Heramerer zitiert, der die sieben schrecklichsten Nester der Pro- vinz — Meseritz, Bomst, Krotoschin, Pielkne u. s. w. — feiert. „In Polen ist nichts zu holen“, heißt es ferner. Die Schlesier sind „Gefäßreffer“, lautet ein Scherzwort, das an eine Sage anknüpft, derzufolge Schlesier in alter Zeit eine Felin für einen großen Hasen gehalten un verpeißt haben. Auf den klassischen Boden der Gelegen- heitspoesie weist das Sprichwort hin: „Der Schlesier kann ohne Reim den Sonntagstroch nicht anziehen.“

Die ärmlische Bevölkerung von Ober- nigt hat das schlichte un ergreifende Wort geprägt: „Oberrigt liegt zwi- schen Sorge un Kummermigt.“ Ueber Brandenburg berichtet der Volksmund allerlei Boshaftes. Bekannt sind: „Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd sind alle drei nichts werth“; „Ansdelland, nichts als Sand.“ Stolz sagt der Harzer von sich: „Harzer Kind, äußerlich arm un gedrückt, innerlich reich geschmückt.“

Noch folger steht der ternige Frieße da. „Lebber duob als Slaab“ (lieber tobt als Sklave) heißt es in dem Ge- dichte von Viliencorn; jeder ist ein Frei- herr; Gefang ist ihm unbekannt, er liebt nur das Recht un daß die rohe Gewalt. Ein hartes Heimathsgelühl zeichnet ihn aus, un treu un knapp ruft sein Spruch aus: „Ost-West, 't recht huus best“. Mit friesischer Treue kommt man so weit wie mit holländi- schen Dulaten. Auch von den Schles- weg - Holsteinern gilt das Herrens- wort: „sie verteidigen ihr Recht mit dem Schwerte“. „Herten“ wollen auch die Dithmarscher sein.

Im Thüringer Lande haben die Je- nenser Mädchen keinen besonders guten Ruf. „Wenn's Aircschuchen regnet un Bratwürste schneit dann werden die Jenenser Mädchen geschneit.“ Der kleinliche Eigensinn der Dubezstaaten wird hüßlich verspottet: „Man bittet den Herrgott um Sonnenschein für Neuz-Greiz-Schleiz un Lothenstein, wollen die andern auch was ha'n, mö- gen's dem Herrgott selber so'n.“

Mit Baiern un der Eigenart seiner Bewohner hat sich die Volksmeinung gern un ausföhrlich beschäftigt. „Lie- ber baierisch sterben als preußisch ver- berben“, heißt ein hohes Wort. Frei- lich ist der Baier als grob un „unge- baden“ bekannt, aber jeder Franke gilt doch als Edelmann. Nürnberg wird für „die Perle des Deutschen Reiches“ gehalten. Die Pfälzer dagegen werden tüchtig gehänselt. „An dem Pfälzer ist nichts als ein großes Maul“, behaup- ten die Baiern. Das baierische Bier muß natürlich herhalten, un den Trin- ter zu kennzeichnen. „Der Baier duldet alles, selbst das Hegefeuer, wenn er da- bei nur gutes Bier trinken kann.“

„Enfant terrible“.

Der kleine Franz (der ein Thierbil- derbuch geschenkt bekommt, erstaunt): „Das ist also ein Rhinoceros? Du, Mama, das sieht aber eigentlich ganz anders aus, als der Onkel!“

Betrachtung.

Merkwürdig, je heißer der Kampf ist, desto mehr Menschen werden kalt gemacht.

Kostspieliger Sport.

A.: Also der Baron ist sehr reich? B.: Ja, der motort in die theuersten Fensterscheiben!“

Klassischer Realismus.

A.: Ich Ihnen der vide Bauch nicht lästigt? Sie pflagen ihn sogar noch? B.: Nein, den habe ich von meinem Va- ter un: „Was Du ererbt von Deinen Vätern, erwerb es, um es zu besigen!“

Ein Beweis.

Student: „Du, Spund, es müssen doch elende schlechte Zeiten sein...“ sogar die Luft machen sie jezt flüssig!“

Eine Musikfreudin.

„Wie, im Koncertsaal sigen Sie mit dem Strickstrumpf?“

„D, warum denn nicht... das Kon- zert siert mich nicht!“

Ab so!

„Wie, mit dem Grafen von R. hast Du Dich verlobt? Der war ja doch im- mer unnahbar!“

„Ja, Papa hat eine goldene Brücke zwischen uns geschlagen!“

Das subventive Ehepaar.

Studentin (die einen Studenten ge- heirathet): „Eine Hochzeitsreise haben wir nicht gemacht, dafür aber samose Bierreisen.“

Galant.

Junge, schöne Dame (Touristin, un- terweg): „Können Sie mir vielleicht ein entsprechendes Hotel empfehlen?“

„Herr: Sie gehören selbstständig- lich in den anderen goldenen Engell!“

Nach Wunsch.

Hausfrau: „Mein Gott, acht Tage sind Sie da un ich finde schon den zweiten Soldaten in der Küche!“

Köchin: „Ja, Sie haben doch annon- cirt: ein flottes Mädchen wird ge- sucht!“

Am Schachbrett.

Erster Schachspieler: „Womit haben Sie eigentlich die Königin genom- men?“

Zweiter Schachspieler: „Mit der Hand.“

Schlagfertig.

Gast: „Herr Wirth der Wein schmeckt ja fauer!“

Gastwirth: „Ach, das kommt Ihnen nur so vor, weil Sie Sauebraten essen.“

Wortspiel.

Sie (Zeitung lesend): „Schon wieder ist ein Kassierer mit der Kaffe ausge- rückt.“

Er: „Schrecklich, das Ausreißen von Kassieren reißt rein ein.“

Vom Kasernenhof.

Unteroffizier (zum Soldaten, der aus dem Sattel fliegt): „Aber Meier, seien Sie doch nicht so boreilig. Warten Sie doch, bis ich „abziehen“ komman- dire!“

Widerspruch.

„Leib' mir doch zwanzig Dollars, Du hast ja noch hundert Dollars in Gold liegen.“

„Nein, das Geld greife ich nicht an, das ist mein eiserner Fonds.“

Urtheil.

A.: Haben Sie schon gehört, daß der Dichter X. einen Band Gedichte herausgeben hat?

B.: Jamohl, is ist aber kein Band, sondern ein Bund.“

A.: „Warum?“

B.: „Es ist a nur Stroh drin.“

Serkrent.

Professor (zu seiner Frau): „Bau- line, Du weißt doch, daß ich morgen zur Sitzung muß. Sorge dafür, daß mein Cylinder ordentlich blank gewischt wird un daß auch meine Stiefel auf- gebügelt werden.“

Da hat er's.

Sie: „Ich gehe heute Abend zu mei- ner Mutter. Kommst Du nach?“

Gatte: „Fällt mir gar nicht ein!“

Sie: „Na, thu nur nicht so, bist mir doch früher immer nachgelaufen!“

Schlau.

Abraham: „Morihche, sieh' mal an, hier hab' ich e Goldstüd un e Bank- note, was willst Du habe von die hwa! baibe Sädchele?“

Moriz: „Vaterleben, wick mersch ei, in's Papierche!“

In der Rüge.

Baronin (zum Gärtner): „Wer hat denn die halbreifen Himbeeren abge- pflückt?“

Gärtner (da es die Töchterchen der Baronin waren): „Das waren Ihre Fräulein Fragen!“

Bedenklich.

Junger Arzt: „Willst Du mich nicht Deiner Frau Schwiegermutter als Hausarzt empfehlen?“

Ghemann: „Das geht nicht gut — die traut mir so schon das Schlimmste zu!“

Ursache und Wirkung.

Dienstmädchen: „Herr Professor, ich habe gestern beim Abstauben Ihres Schreibtisches den Titel Ihres neuen Buches: „Ueber den ph-olo- gischen Schwachsinn des Weibes“, ge- lesen... ich kündige hiermit.“

Auf der Promenade.

A.: „Da geht ja Müller mit einer Cigarette im Munde, ich denke, seine Schwiegermutter hat ihm das Rauchen abgewöhnt?“

B.: „Allerdings, mit dieser Cigarette renomirt er bloß... die ist von Cho- colade!“